

下
三

**JASMIN
SCHREIBER**

ENDLING

ROMAN

**BÜCHERGILDE
GUTENBERG**

Lizenzausgabe für die Mitglieder der Büchergilde Gutenberg
Verlagsgesellschaft mbH, Frankfurt am Main, Wien und Zürich

Mit freundlicher Genehmigung des Eichborn Verlags
in der Bastei Lübbe AG, Köln

© 2023 by Bastei Lübbe AG, Köln
Alle Rechte vorbehalten.
Vervielfältigungen dieses Werkes für das
Text- und Data-Mining bleiben vorbehalten.

I. Auflage 2024

Einbandgestaltung: Clara Scheffler, Halle (Saale)
Herstellung: Nicole Duplois, Frankfurt am Main
Textredaktion: Doreen Fröhlich, Chemnitz
Satz: hanseatenSatz-bremen, Bremen
Gesetzt aus der Adobe Caslon
Einbandmaterial und Vorsatzpapier: f.color
der Gebr. Schabert KG, Strullendorf
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Dieses Buch wurde in Deutschland im zertifizierten
Cradle-to-Cradle-Verfahren hergestellt – in nachhaltigen, ökoeffektiven
Kreislauf-Prozessen. Es kann daher zu 100 % wiederverwertet werden.



Cradle to Cradle Certified® ist eine eingetragene Marke
des Cradle to Cradle Products Innovation Institute.

Printed in Germany

ISBN 978-3-7632-7544-1

buechergilde.de

Für meine Eltern.

Für meine Mutter, die den härtesten Job der Welt (= Mutter) parallel zu mehreren anderen Jobs durchgezogen hat, damit ich als ihr Kind jetzt an einem Rechner sitzen und mit Geschichtschreiben Geld verdienen kann.

Für Gerhard. Weil er nie aufgibt, und selbst wenn die gesamte Menschheit auf einen Schlag aussterben würde, wäre er der Letzte, der hier das Licht ausmacht.

Für meinen Vater, weil er so viel Fantasie, Kreativität und Neugier in mein Gehirn gepflanzt hat, dass es vermutlich für drei Schriftstellerinnenleben reichen würde.



Macroglossum stellatarum Taubenschwänzchen

*irgendwann kracht das alles auf mich drauf. all die
ausgestopften tiere, globen, mikroskope, auf nadeln
aufgespießte insekten, die ganzen bücher über biologie,
über naturgeschichte und spinnen, präparate in
gläsern, kleine terrarien, forschungsnotizen und hefte,
ferngläser, feldführer, konservierte pflanzenproben, die
muschelsammlung, poster und diagramme und das
hölzerne bettgestell, auf dem tante auguste liegt und die
mit rudernden armen auch mit durch die decke bricht. das
kracht alles auf mich drauf, und das war's dann.*

Eine Nachricht von meiner kleinen Schwester. Ich nahm einen Schluck von meinem kalten Tee, der schon seit heute früh neben meinem Notebook stand, und wartete. Drei Punkte tanzten im Chatfenster und zeigten an, dass sie noch tippte.

Das war nicht ihre erste Nachricht an mich an diesem Tag. Hanna und ich hielten konstant Chatkontakt, was wichtig war, da wir uns nicht häufig sehen konnten: Sie lebt mit Mama in Frankfurt, ich in München, und wegen der in letzter Zeit so häufig auftretenden Pandemien war Reisen nicht immer so einfach. Deshalb stand ich unter ziemlichem Nachrichtenbeschuss, was mir aber ganz recht war. Ich freue mich, wenn meine kleine Schwester mir schreibt.

kaboom, tot!, tauchte in unserem Chatfenster auf.

*Du musst vorher noch dein erstes Buch fertig schreiben
und siebenundzwanzig werden, erst dann darfst du sterben,
antwortete ich ihr.*

*ein echtes künstlerinnenende? wäre cool, glaub
aber nicht, dass die decke noch so lange durchhält.*

*Du willst ja auch nicht bis siebenundzwanzig zu Hause
wohnen.*

und mama allein lassen?

Sie kommt klar.

*sie kommt NICHT klar, aber woher willst du
das wissen, du warst lange nicht hier.*

Ich komm bald wieder vorbei.

bald bald?

Ganz bald.

*okay. bis später! ich schreibe an einer neuen geschichte,
schicke sie dir bald. ciao ciao*

Ich legte das Handy beiseite und schaute wieder auf den Bildschirm meines Computers. Ich schreibe gern. Für mich ist es ein schönes Hobby, aber Hanna ist jetzt sechzehn und schreibt schon *so gut*, da ist im Vergleich jeder Buchstabe, den ich zu Papier bringe, eine Beleidigung der Literatur. Sie nimmt an

Wettbewerben teil, schreibt Geschichten online in einem Blog, schreibt, wo immer sie kann. Dass Hanna irgendwann Schriftstellerin wird oder Drehbücher schreibt, das ist ausgemachte Sache in unserer Familie. Sie muss etwas Kreatives machen, etwas Künstlerisches. Für mich wäre das nichts gewesen. Auch wenn ich Sprache liebe, mir fehlt einfach oft die Fantasie, wenn es darum geht, Dinge von Grund auf zu erfinden. Deshalb bin ich Wissenschaftlerin geworden, Biologin und, um genau zu sein: Entomologin. Also so eine komische Insektenfrau.

Eigentlich forsche ich an kleinen Käfern, für die sich kein Schwein interessiert. Na ja, außer mir und noch drei, vier anderen hier in Deutschland. Aber bei uns Insektenleuten ist es so, dass wir natürlich auch hier und da unsere Fühler ausstrecken und unseren Kolleginnen und Kollegen helfen. Und deswegen arbeitete ich gerade an einem Forschungsprojekt über Schmetterlinge.

Schmetterlinge? Hatte ich nie so richtig auf dem Schirm. Ja klar, eure bunten Flügel sind hübsch und so, wir haben's kapiert! Als ich 2031 meinen Biologie-Bachelor in der Tasche hatte und mich für den Master eingeschrieben habe, da war ich der Meinung, Schmetterlinge wären wohl die größten Langweiler der Insektenwelt. Doch während mein Studium voranschritt, wurde mir klar, dass es gar keine langweiligen Insekten gibt und Schmetterlinge alles andere als öde sind. Überraschung: Nur acht Prozent aller *Lepidoptera*, also Schmetterlinge, sind tatsächlich als Schmetterlinge klassifiziert. Der Rest? Motten. Und die Bandbreite der Vielfalt in beiden Gruppen ist schlichtweg atemberaubend. Und ja, wie ich bereits erzählt habe: Ich bin die seltsame Insektenlady, und ich liebe es, über alles zu reden, was krabbelt und flattert.

Zum Beispiel könnte ich jetzt von der Vampirmotte schwärmen, *Calyptra thalictri*, auch bekannt als Wiesenrauten-Kapuzeneule, die sich von Blut ernährt (ja, richtig gelesen; es gibt

tatsächlich blutsaugende Schmetterlinge, und ja, die kommen auch bei uns vor; gern geschehen), oder von den Glasflüglern, *Sesiidae*, die sich mit ihren transparenten Flügeln für Vögel praktisch unsichtbar machen können. Vielleicht nicht so spektakulär in Sachen Gruselfaktor oder Aussehen, aber dennoch, beeindruckend ist der Monarchfalter, *Danaus plexippus*. Dieser orange-schwarze Wanderfalter legt auf seinen Reisen durch Nord- und Südamerika Tausende von Kilometern zurück, und jedes Mal, wenn ich ein solches Geschöpf auf meinen Exkursionen in der freien Natur beobachtet habe, konnte ich es kaum glauben: So ein winziges Wesen, kaum mehr als ein paar Gramm schwer, bringt die Kraft auf, riesige Gebirge zu überwinden! Gebirge! Genau, so habe ich auch geschaut. Mich bringen drei Treppen schon aus der Puste, denn ich bin in etwa so fit und sportlich wie ein Ast.

Mich hauen diese Rekorde um. Die Vorstellung, zu was so kleine, oft unterschätzte Lebewesen in der Lage sind, macht mir Gänsehaut. In Europa haben wir auch Schmetterlinge, die solche großen Reisen unternehmen können, beispielsweise das Taubenschwänzchen, *Macroglossum stellatarum*. Jedes Jahr zog es zwischen Süd- und Nordeuropa hin und her, überquerte die Alpen, um in unseren Gärten vor einer Blüte wie schwerelos in der Luft zu stehen und dabei wie ein Kolibri auszusehen. Tatsächlich gibt es in Europa keine Kolibris, allerdings ist dieser Falter so groß und puscheliger, dass er auf den ersten Blick wirklich wie ein kleiner, wunderhübscher Vogel mit einem aufgefächerten Schwanz aussieht.

Wieso ich mich gerade mit diesen kleinen Kerlchen befasste, ist jedoch ein weniger schönes Thema. Denn die Taubenschwänzchen waren verschwunden – ja, einfach so. Zack, weg. Und deshalb saß ich hier vor meinem Rechner und brütete gemeinsam mit anderen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern über eben jenem Rätsel – 2041, zehn Jahre nach

meiner Bachelorarbeit, sieben Jahre nach dem Beginn des großen Baumsterbens. *What a time to be alive!*

Ich öffnete ein paar Programme. Die Statistiksoftware, mit der ich arbeitete, ermöglichte es mir, tief in die über die Jahre gesammelten Daten einzutauchen und nach Mustern und Zusammenhängen zu suchen, die einen Hinweis auf das plötzliche Verschwinden der Taubenschwänzchen geben könnten, und seit Tagen zerbrach ich mir schon den Kopf über ein paar Werte, die ich von einer Kollegin bekommen hatte.

Ich stellte gerade fest, dass die letzten bekannten Sichtungen der Falter in den italienischen Alpen auf fünfzehnhundert Metern Höhe stattgefunden hatten, also in einem Gebiet, das besonders stark vom Klimawandel betroffen war. Der Temperaturanstieg selbst in diesen Höhen und der Rückgang der Niederschläge haben die Vegetation und die Ökosysteme dort drastisch verändert, kurz gesagt: Die Gegend war ziemlich abgerockt. Mir blutet das Herz, wenn ich an den Zustand unserer Gebirge – meiner Lieblingssorte! – denke. Es begann 2023 damit, dass immer mehr Berggipfel abbrachen; erst in Galtür und den Dolomiten, später auch an der Zugspitze, dem Matterhorn, niedrigeren Gipfeln des Himalayagebirges. Der Grund? Auftauender Permafrost.

Die Berge sind zu warm, so wie die gesamte Welt. Das ist der Grund, wieso viele Tiere und Pflanzen, die auf kühlere Temperaturen angewiesen sind, immer weiter nach oben steigen und uns hier unten *abhandenkommen*. Das ist aber schon die Variante, wenn es gut läuft. Denn wenn es schlecht läuft, sterben sie komplett aus.

2037 hatte eine Freundin und Kollegin von mir gemeinsam mit ihrem Team beobachtet, dass diese kleinen puscheligen Schmetterlinge in die Berge hineingeflogen waren – deutlich weniger als noch zehn Jahre zuvor, aber durchaus noch amtliche Schwärme. Also alles normal bis dahin. Doch das Problem

war, dass sie nicht mehr aus den Bergen herauskamen. Es war, als hätten die Felsmassive den Trupp einfach verschluckt. Keine einzige Spur wurde gefunden, nicht einmal ein zeretzter Flügel. Auch weiter oben hatte man nach ihnen gesucht: nichts.

Ich grübelte so viel über diesen Umstand nach, dass ich nachts sogar von Taubenschwänzchen träumte. Vielleicht war nur ein Teil in die Berge gezogen und dort aus unbekanntem Gründen verschwunden? Und ein anderer Teil hatte eine Route eingeschlagen, die wir nicht mitbekommen haben? Vielleicht übers Meer. Vielleicht. So viele Vielleichts.

Ich begann nun, Mails zu schreiben. An andere Forschende aus den USA, an Naturschutzorganisationen, an Leute an meiner Uni, denn ich hatte Fragen, brauchte noch mehr Daten, irgendwelche Anhaltspunkte, um die ich mein Hirn wickeln konnte. Als ich damit fertig war, sah ich auf die Uhr. Kurz nach elf. Da steckte jemand den Kopf zu meiner einen Spalt geöffneten Tür herein.

»Hey, stör ich gerade?« Es war Hannes, ein älterer Kollege, der auch mein Doktorvater ist und stets in sehr liebenswerter Zerstretheit durch das Institut läuft, immer etwas am Suchen, immer am Murmeln, die Nase gern in sein Tablet vertieft, weil man die Zeit, in der man herumläuft, ja auch dafür nutzen kann, ein Paper zu lesen. So ist zumindest seine Einstellung. Seine Leidenschaft gilt eigentlich den Heuschrecken, den Orthoptera, aber er hat mich trotzdem als Doktorandin angenommen, weil ich unbedingt mit einer seiner Methoden arbeiten wollte. Heuschreckenleute finden die Faszination für Käfer oft etwas banal, und Käferleute finden Heuschrecken oft langweilig. Ansonsten mögen wir Insektenleute uns eigentlich immer recht gern. Gleichzeitig kann der Streit um die Zugehörigkeit eines Insekts zu einer Gruppe, der oft in leidenschaftlichen Leserzuschriften und Artikeln in einschlägigen Publikationen ausgetragen wird, regelrecht in Krieg ausarten.

Hannes hat mir einmal erzählt, dass an seiner ehemaligen Universität zwei ältere Professoren schon seit vierzig Jahren darüber stritten, ob die Heuschrecke *Tetrix kraussi* eine eigene Art oder nur eine morphologische Variante, also eine andere Form, von *Tetrix bipunctata* sei, und dass es schließlich zu einer handfesten Schlägerei zwischen den beiden gekommen war. Hannes war gerade noch rechtzeitig dazugestoßen, um zu verhindern, dass der eine Wissenschaftler dem anderen mit einem Bürostuhl das Gesicht zertrümmerte, den der Erstere bereits mit zitternden Ärmchen hochgehoben und drohend über dem am Boden liegenden Gegner geschwungen hatte. Hach, Systematiker. Sind schon ein lustiges Völkchen.

»Ne, alles gut«, antwortete ich und drehte mich zu ihm um.

»Wie läuft's?«, fragte er und lehnte sich an den grünen Metallschrank, in dem ich meine Bücher, ein bisschen Equipment und eine absurde Menge fünfundneunzigprozentigen Ethanol aufbewahrte. Letzteres nur so halb legal, da das Zeug eigentlich im Labor gelagert werden musste. Ich hatte jedoch keine Lust, gefühlt einhundert Mal am Tag zwischen Labor und Büro hin- und herzulaufen, wenn ich es für meine Proben brauchte, deshalb tat ich das, was alle taten: Ich bunkerte das Zeug heimlich in meinem Schrank.

»Ach, na ja. Geht so.«

»*Macroglossum*?«, fragte er und zog seine Strickjacke enger um sich. Die Klimaanlage in meinem kleinen Büroverschlag stand immer auf niedrigster Temperaturstufe, weil mich die zwangsläufig entstehende Wärme in diesem kleinen stickigen Raum sonst unweigerlich todmüde machte.

»Ja, aber es kommt nichts bei rum. Ich dreh durch, ehrlich.«

»Hast du mit Karina gesprochen?«

Karina war unsere Schmetterlingsfrau hier am Fachbereich. Sie war bis oben hin zugestopft mit anderen Projekten, konnte mir aber zumindest die ein oder andere Frage beantworten.

»Ja, ich hab ihr die Daten geschickt und war schon zweimal bei ihr, um sie durchzugehen. Ist einfach frustrierend.«

»Das glaub ich«, stimmte er mir zu und wippte auf seinen Fußballen vor und zurück.

»Du wippst«, sagte ich und kniff die Augen zusammen.

»Ach ja?«, antwortete Hannes und hörte sofort auf damit.

»Ja. Was ist los?« Ich wusste, dass Hannes nur wippte, wenn er sich sehr über etwas freute oder sehr schlechte Nachrichten hatte. Wäre es Ersteres gewesen, wäre er sofort damit herausgeplatzt. Demzufolge musste es sich um Letzteres handeln, was mir jetzt gar nicht gelegen kam.

»Also ...«

»Ist ... Oh nein, ist es die Doktorandenstelle?«

»Ja.«

»Sie streichen sie, oder?«, fragte ich. Ich hörte meinen Puls in den Ohren pochen.

»Ja, sie haben wieder Gelder gekürzt.«

»Noch mehr?« Ich war stinksauer. »Wie viel denn noch? Einerseits erklären sie die Biodiversitätsforschung zur Prio und beschwerten sich, dass die Erkenntnisse zu langsam kämen, andererseits erwarten sie, dass wir uns Angestellte herbeizubereiten?« Ich brauchte wirklich dringend Hilfe und Entlastung und hatte mich sogar schon für eine Bewerberin entschieden.

»Sieht so aus, ja. Die Uni meinte, vielleicht im nächsten Jahr.«

»Ja, das sagen sie immer«, schnaubte ich. »Man will eigentlich meinen, dass die Regierung in Geld schwimmen muss. Jetzt, da sie auch das Arbeitslosengeld so stark beschnitten und viele andere Sozialleistungen ersatzlos gestrichen hat. Was machen die mit der ganzen Kohle? Sie in Münzen ausbezahlen, in einen Tresor füllen und wie Dagobert Duck darin ein paar Bahnen schwimmen?«

»Ja, ist scheiße. Bei den Botanikern ist es noch schlimmer.

Es ist nur noch einer von den Gräserleuten da, die anderen wurden alle entlassen.«

»Wer ist noch da?«

»Johannes.«

»So ein Zufall, der einzige Mann in der ganzen Abteilung.«

Hannes wippte wieder.

»Ja, egal«, ersparte ich ihm die Antwort und stützte mein Gesicht in meine Hände. Hannes war definitiv einer von den Guten, ich wusste, dass er das alles auch so sah. Dass er alles *durchschaute*. »Danke fürs Bescheidsagen.«

Hannes nickte, klopfte mir etwas unbeholfen auf die Schulter, was mich wohl aufmuntern sollte, und ging wieder aus meinem Büro. Ich schloss die Augen und atmete ein paarmal ruhig durch.

Gerade als ich mein Büro verlassen wollte, klingelte mein Handy. Ich sah auf das Display: Es war Mama.

Ich nahm den Anruf mit »Mama, warte kurz!« an und versuchte, meine Bluetooth-Kopfhörer irgendwie zum Laufen zu bringen. Ein Telefonat mit ihr konnte durchaus länger dauern, und ich wollte nicht die ganze Zeit das Handy ans Ohr halten müssen. Man sollte meinen, dass man 2041 eine Möglichkeit gefunden hatte, diesen eigentlich simplen Vorgang nicht zu einem kompletten Höllentrip aus Verbindungsversuchen und *Hallo, hallo, hörst du mich jetzt?* zu machen, doch nein, es funktionierte immer noch genau so furchtbar wie vor fünfzehn oder zwanzig Jahren.

»Warte, ich ruf dich zurück!«, sagte ich und legte auf.

Also Bluetooth-Kopfhörer zurück ins Case.

Kurz warten.

Bluetooth-Kopfhörer wieder aus dem Case holen.

Warten, bis mein Handy sich dazu herablässt, mit den Dingen zu kommunizieren.

Jetzt noch mal Mama anrufen.

»Mama?«
»Bluetooth-Kopfhörer?«, fragte sie.
»Japp, genau.«
»Hach ja, das alte Lied.«
»Ja, nun ... Ist alles in Ordnung?«
»Ja, ja, alles okay ... Wie geht es dir denn, Schätzchen?«
»Ach, es gibt viel zu tun. Ist ja nichts Neues. Mit Hanna alles guti?«
»Ja, ja. Keine Sorge.«

»Rufst du wegen etwas Bestimmtem an?«, fragte ich. Ein ziemlicher Wink mit dem Zaunpfahl, aber ich hatte in einer Stunde ein Meeting und wollte vorher noch ein paar Sachen erledigen.

»Ja, tatsächlich, ich wollte ... Also ich hab eine Bitte an dich, und ich weiß nicht ... Also ich will dir auch keine Umstände machen. Du hast ja viel zu tun, die Projekte und das alles, die Forschung, du sagst es ja selber ...«

Ich ging in die Küche, um mir einen Kaffee zu machen, weil ich jetzt schon merkte, dass das wohl nicht in fünf Minuten erledigt sein würde. Der Beginn des Telefonats war typisch Mama. Zum besseren Verständnis der Situation im Folgenden ein paar Dinge, die man über meine Mutter wissen sollte.

Erstens: Sie will niemandem Umstände machen, fühlt sich oft zu viel, hat Angst, anzuecken, zu nerven, zu stören. Das kommt sicher von der *sehr* traditionellen Erziehung, die sie genossen hatte. Omas und Opas Vision für ihre Tochter war ein braves, ordentliches Mädchen, das zu einer braven, ordentlichen Frau heranwuchs. Was dabei herauskam, war jedoch eine unsichere, ängstliche Person, die immer das Gefühl hat, zu viel zu sein. Ja, sie hat hier und da dennoch manchmal rebelliert, zum Beispiel bei ihrer Berufswahl. Ihre Mutter, also meine Oma, hatte sich gewiss nicht ausgemalt, dass ihre Tochter einmal tote Tiere für Museen präparieren wollte. Dennoch war

Mama nicht unbedingt selbstbewusst. Wenn sie etwas sagen möchte, leitet sie oft mit *Verzeihung* oder *Sorry, dass ich das sage, aber* ein. Wenn sie könnte, würde sie sich pausenlos für ihre Existenz entschuldigen.

Zweitens: Trotz allem ist Mama unglaublich lustig. Es dauert zwar eine Weile, bis sie auftaut, aber dann kennt sie kein Halten mehr. Meist ist Alkohol im Spiel, denn den scheint sie zu brauchen, um sich aufzulockern, sich frei und unbeschwert zu fühlen, den Ballast ihrer Ängste und Unsicherheiten abzuwerfen. Früher nicht so häufig, jetzt jedoch immer mehr. Oft sagt sie, wenn sie verkatert aufwacht: *Puh, nein, ich lass den Alkohol, das ist nichts für mich!*, doch dann wird auf ihrer Arbeit im Museum wieder angestoßen, dann trinkt sie wieder sprudelnden Sekt, der ihr sofort in den Kopf schießt und ihre Wangen rötet, oder ein Bier mit den Kollegen, dann noch eins und vielleicht noch eins, und dann ist Mama wieder auf Tempo, macht Scherze, ist so charmant wie nur wenige Menschen, die ich kenne. Mit ihr zu sprechen fühlt sich dann an, als schippere man auf einem kleinen Kanu einen Fluss entlang, man wird von ihren Worten wie von sanften Wellen hin und her gewogen, und es ist einfach nur gut. Kein Wort zu viel, keins zu wenig, keine turbulenten Stellen. Mama weiß immer genau, welche Bemerkung oder Frage jetzt passend ist und welche nicht, weiß immer, wie weit sie gehen kann oder wie sie in eine unangenehme Gesprächssituation eingreifen muss, um die Beteiligten da herauszuretten. Manche Menschen werden beim Trinken rechthaberischer, aggressiver, gereizter, Mama nie. Sie wird immer weicher und fällt am Ende allen dauernd um den Hals, quillt über vor Liebe, die Gefühle sprudeln aus ihr heraus wie aus einer Sektflasche, die man zu viel geschüttelt hat vor dem Öffnen. Und irgendwann wird sie müde, dann muss sie ganz schnell nach Hause, von jetzt auf gleich. Und dann fällt sie schwer ins Bett, noch berauscht und beglückt, und am nächs-

ten Morgen sagt sie: *Das mach ich nie wieder!*, nur um drei Tage später wieder ein Sektglas in der Hand zu haben.

Nur: Mittlerweile ist das alles dann eben doch gekippt. Das Glas findet nicht mehr nur alle paar Tage den Weg in ihre Hand, sondern jeden. Und das ist das Dritte, das man über Mama wissen muss: Sie ist Alkoholikerin. Viele denken bei diesem Wort an versoffene Schlägertypen am Bahnhof, aber so ist sie nicht. Sie brilliert in ihrem Job als Präparatorin im Naturkunde-Museum, ist immer engagiert, pünktlich, freundlich; ich bin mir sicher, dass nicht einmal die meisten ihrer besten Freundinnen und Freunde irgendetwas ahnen, vor allem, da Alkohol in unserer Gesellschaft so normalisiert ist wie keine andere Droge. Dass im Kollegium lustig eine Heroinspritze die Runde macht, weil Gisela befördert wurde? Unvorstellbar. Dass man mittags zu diesem Anlass ein paar Gläschen lecker schmeckendes Zellgift kippt? Komplett normal. Machen wir im Labor auch. Wie soll Mama in dieser Atmosphäre auffallen? Es ist ja nicht so, dass sie sich mit hartem Korn zusäuft, bis sie kotzt, bis sie in der Gosse liegt, bis sie ihr Leben vollkommen versaut hat. Das ist das Klischee, das so viele bei Alkoholikern im Kopf haben. Nein, so ist das nicht. Nur seit Papa tot ist, ist der Alkohol eben ihre Medizin geworden, sie trinkt, um sich nicht eingestehen zu müssen, dass sie depressiv ist, nutzt perlenden Schaumwein und elegante Longdrinks und dunkles, starkes Bier als Selbstmedikation. Und wie das beim Alkohol so ist, kann es durchaus sein, dass sie sich eben doch irgendwann mit hartem Korn zusäuft, bis sie kotzt, bis sie in der Gosse liegt, bis sie ihr Leben vollkommen versaut hat.

Und nun kommen wir zum vierten Fakt: Mama ist Witwe.

Bei der vorletzten Pandemie vor sechs Jahren hatte Papa sich auf der Arbeit angesteckt. Er war Techniker bei der Bahn, ein *systemrelevanter* Beruf, und irgendwie musste er sich dabei infiziert haben, während wir alle isoliert zu Hause saßen. Erst lachte er es weg, meinte, so alte starke Bäume wie er wür-